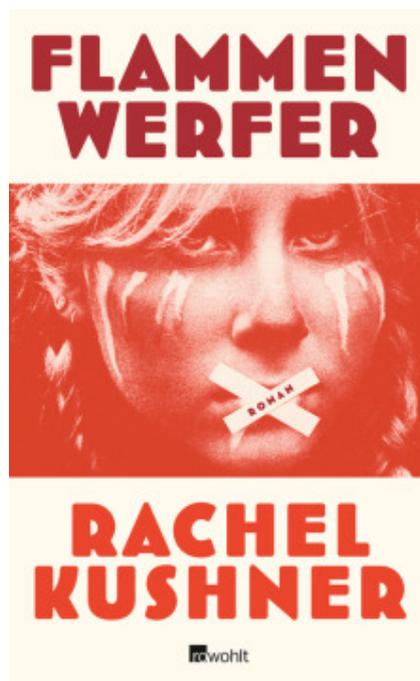


Leseprobe aus:

Rachel Kushner

Flammenwerfer



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf rowohlt.de.



RACHEL KUSHNER
FLAMMENWERFER

Roman

Aus dem Englischen von
Bettina Abarbanell

Rowohlt

Die Originalausgabe erschien 2013 unter dem Titel
«The Flamethrowers» bei Scribner, New York.

Diese Übersetzung wurde mit einem Stipendium
des Deutschen Übersetzerfonds gefördert.

1. Auflage März 2015

Copyright © 2015 by Rowohlt Verlag GmbH,
Reinbek bei Hamburg

«The Flamethrowers» Copyright © 2013 by
Rachel Kushner

Alle deutschen Rechte vorbehalten

Satz Fournier PostScript, InDesign

Gesamtherstellung CPI books GmbH,
Leck, Germany

ISBN 978 3 498 03419 1

Dieses Buch ist für Cynthia Mitchell.
Und für Anna, wo immer sie ist
(und wahrscheinlich nicht ist).

Fac ut ardeat

1.

Er tötete ihn mit einem Motorradscheinwerfer
(den er gerade in der Hand hatte)

Valera war hinter seiner Staffel zurückgeblieben und damit beschäftigt, die Scheinwerferkabel eines anderen Motorrads zu kappen. Der Fahrer, Copertini, war tot. Seltsamerweise empfand Valera keine Trauer, dabei waren Copertini und er Waffenbrüder gewesen und schon zusammen unter dem weißen Neonlicht der Via del Corso entlanggerast, lange bevor sie sich 1917 beide freiwillig zum Motorradbataillon gemeldet hatten.

Ausgelacht hatte ihn Copertini, als er auf den Straßenbahnschienen der Via del Corso, die in einer nebligen Nacht so glatt sein konnten, ausgerutscht und hingeflogen war.

Copertini hielt sich für den besseren Fahrer, und nun war er es, der in den dichten Wäldern zu viel Gas gegeben hatte und mit dem Kopf voran gegen einen Baum gekracht war. Der Rahmen seiner Maschine war völlig verbogen, aber die Scheinwerferbirne hatte einen unversehrten Glühfaden, dessen schwaches Licht jetzt auf ein Fleckchen Erde und steife Gräser schien. Copertinis Motorrad war ein anderes Modell als Valeras; die gleichen Glühbirnen hatten sie trotzdem. Valera konnte gut eine Reserve gebrauchen. Eine Reserve wäre praktisch.

Er hörte das ferne Zischen eines Flammenwerfers und das versprengte Echo von Granatfeuer. Die Kämpfe fanden auf

der anderen Seite eines tiefen Tals statt, nahe beim Isonzo. Es war friedlich und verlassen hier, nichts als das silbrige Geplapper von Laub, das sich im Wind bewegte.

Er hatte sein Motorrad abgestellt, das auf dem Gepäckträger befestigte Carcanogewehr dort gelassen und machte sich jetzt an dem Scheinwerfer zu schaffen, versuchte, den Lampensockel durch Drehen aus der Fassung zu lösen. Es ging nicht. Er riss an der Verankerung, als ein Mann hinter zwei Pappelreihen hervorgeschossen kam, unverkennbar deutsch in seiner grün-gelben Uniform und ohne Helm, wie ein aufs Schlachtfeld geschickter Rugbyspieler.

Mit einem Ruck löste Valera das schwere Messinggehäuse und warf sich dem Mann entgegen. Der Deutsche ging zu Boden. Valera taumelte hinterher. Der Deutsche rappelte sich hoch und versuchte auf Knien, den Scheinwerfer zu packen, in Größe und Form einem Rugbyball ähnlich, nur schwerer, mit einem Zopf aus gekappten Kabeln, die wie ein durchtrennter Sehnerv daran hingen. Valera kämpfte darum. Zweimal gelang ihm ein Grubber-Kick, doch am Ende hatte der Deutsche die Lampe. Valera warf ihn um, kniete sich ihm aufs Gesicht und bog seine Finger von der Lampe los. Hier gab es schließlich keine Strafe für Foulspiel, niemanden, der ihm im stillen Wald die rote Karte zeigen konnte. Seine eigene Einheit war Kilometer voraus, und irgendwie hatte dieser einsame Deutsche sein Rudel verloren und sich zwischen die Pappeln verirrt.

Der Deutsche bäumte sich auf, um einen Schulterstoß zu machen.

Valera schlug ihm mit dem Scheinwerfer den Schädel ein.

2.

Der Geist Amerikas

Ich ging aus der Sonne und schnallte mir den Kinnriemen auf. Schweiß sammelte sich entlang meiner Schlüsselbeine, tropfte mir über den Rücken in die Nylonunterwäsche und lief unter der Lederkombi an meinen Beinen hinunter. Ich nahm den Helm ab und zog die schwere Lederjacke aus, legte beides auf den Boden und öffnete die Lüftungsreißverschlüsse der Hose.

Lange stand ich da und beobachtete die langsam dahintreibenden Wolken, große bauschige Haufen, an der Unterkante flach geschoren, als schmolzen sie auf einem heißen Rost.

Es gab Dinge, etwa den Effekt des Windes auf die Wolken, die ich schlicht ignorieren musste, wenn ich mit hundertsechzig Stundenkilometern über den Highway fegte. Ich war nicht in Eile, unter keinerlei Zeitdruck. Beim Schnellfahren geht es nicht unbedingt um Zeit. Als ich an jenem Tag auf der Moto Valera von Reno aus gen Osten unterwegs war, ging es darum, dass ich die auf meinen Tank geklebte Karte von Nevada durchqueren wollte, während ich den tatsächlichen Staat durchquerte. Zuerst der vertraute Orbit östlich von Reno – Bordelle und Schrottplätze, das große qualmende Elektrizitätswerk und sein Fadenspiel aus Drahtspulen, Federn und Zäunen, vereinzelte Güterzüge und der mäandrierende, sommerflache Truckee, der mich wie die Bahngleise bis Fernley begleitete, wo sie beide nach Norden abbogen.

Von da an war das Land bar aller Farbe und Besonderheit, nackte Erde mit Salbeibüschen und unablässig gleicher Highway. Ich beschleunigte. Je schneller ich fuhr, umso verbundener fühlte ich mich mit der Landkarte. Sie sagte mir, dass ich neunzig Kilometer hinter Fernley nach Lovelock kommen würde, und neunzig Kilometer, nachdem ich Fernley verlassen hatte, kam ich nach Lovelock. So bewegte ich mich von einem Punkt auf der Karte zum anderen. Winnemucca. Valmy. Carlin. Elko. Wells. Ich spürte ein großes Sendungsbewusstsein, selbst als ich unter der Markise eines Truckstops saß, mir der Schweiß an den Schläfen herunterlief und eine namenlose Brise, heiß und trocken, die Feuchtigkeit aus meinem dünnen Unterhemd blies. Fünf Minuten, sagte ich mir. Fünf Minuten. Wenn ich länger blieb, könnte mir der Ort, den die Landkarte abbildete, auf den Leib rücken.

Auf einer Reklametafel über dem Highway stand SCHAEFER. WENN'S MAL MEHRERE SEIN SOLLEN. Ein Hüttensänger landete auf einem Sumachbusch unter den hohen Beinen der Tafel. Der Vogel surfte auf dem schlaffen Zweig; sein Gefieder war von einem so schieren, ebenmäßigen Blau, als wäre es industriell pulverlackiert worden. Ich dachte an Pat Nixon, ihre dunklen, glänzenden Augen und formellen Kleider, steif vor Stärke und Perlenstickerei. Whiskeyfarben getöntes, zu einer starren Welle hochgepeitschtes Haar. Der Vogel probierte einen kurzen Pfiff aus, einen einsamen Mittagslaut, der sich zwischen den endlosen Reihen von Bewässerungsrädern jenseits des Highways verlor. Pat Nixon kam aus Nevada, wie ich und der sittsame kleine Staatsvogel, so blau im Vergleich zum Tag. Eine taffe, toupierte Schönheitssalongöre, die First Lady geworden war. Jetzt würden wir wahrscheinlich Rosalynn Carter bekommen, mit ihrer spröden Stimme und ihrem

großen, flachen, freundlichen Gesicht, das vor Nächstenliebe glühte. Aber Pat war es, die mir ans Herz ging. Menschen, die schwerer zu lieben sind, stellen eine Herausforderung dar, und die Herausforderung macht es einfacher, sie zu lieben. Man fühlt sich dazu getrieben. Wer die Liebe einfach haben will, will eigentlich gar keine Liebe.

Ich bezahlte mein Benzin zu den Geräuschen eines Videospiels namens Night Driver. Ein paar Männer saßen in tiefliegenden Cockpits aus glitzerndem, geformtem Plexiglas und lenkten ruckartig, bleichknöchelig, um den Leitplankenreflektoren auf beiden Seiten der Straße auszuweichen. Die Plexiglascockpits rüttelten und schwankten, während die Männer sich aus Katastrophen herauszusteuern versuchten und fluchten und wütend mit dem Handballen aufs Steuer hauten, wenn sie doch irgendwo reinkrachten und in Flammen aufgingen. Das hatte ich nun schon an mehreren Raststätten erlebt. So erholten Männer sich vom Fahren. Später erzählte ich Ronnie Fontaine davon. Ich dachte, es wäre etwas, das er besonders lustig finden würde, aber er lachte nicht. Er sagte: «Tja, siehst du. So ist das mit der Freiheit.» Ich sagte: «Wie?» Und er: «Niemand will sie.»

Mein Onkel Bobby, der seinen Lebensunterhalt mit dem Transport von Schrott verdiente, zuckte in den letzten Momenten seines Lebens mit dem Bein, weil er, noch im Krankenhaus liegend, die Kupplung zu treten versuchte – sein Körper war entschlossen, den Kipplaster zu bedienen, zu kuppeln und zu schalten, während er im Klinikbett auf den Tod zuraste. «Er starb bei der Arbeit», sagten seine beiden Söhne ungehört. Er war zu gemein, als dass sie ihn hätten lieben können. Scott und Andy hatten jeden Sonntag seinen Laster abschmieren müssen, und jetzt war er tot, und sie hatten die Sonntage

für sich und konnten ihre eigenen Laster abschmieren. Bobby war der Bruder meiner Mutter. Früher hatten wir alle zusammengelebt. Meine Mutter arbeitete abends, und Bobby war unser Elternersatz. Wenn er mit Lasterfahren fertig war, setzte er sich, unerklärlicherweise nackt, vor den Fernseher und ließ uns den Programmschalter bedienen, damit er nicht aufstehen musste. Sich selbst briet er ein großes Steak, und uns setzte er Instantnudeln vor. Manchmal nahm er uns mit zu einem Kasino und ließ uns dann mit Flaschenraketen auf dem Parkplatz allein. Oder er lieferte sich Rennen mit den anderen Autos auf der I-80, mit mir, Scott und Andy auf der Rückbank, wo wir uns die Augen zuhielten. Ich komme aus einer draufgängerischen, unsentimentalen Familie. Sandro verwendete das mitunter gegen mich. Er behauptete, ich sei in sein Leben getreten, um ihn zu quälen, dabei war es andersherum. Er tat, als wäre er mir hilflos ausgeliefert, aber die hilflos Ausgelieferte war ich. Sandro hatte alle Macht. Er war vierzehn Jahre älter als ich und ein erfolgreicher Künstler, groß und gutaussehend in seiner Arbeitskleidung und den Stahlkappenstiefeln – die gleiche Art von Klamotten, die auch Bobby, Scott und Andy trugen, aber an Sandro ergaben sie einen anderen Sinn: Er war ein Mann mit einem Familienerbe, der mit Nagelpistole und Bohrmaschine umgehen konnte, jemand, den das Geld nicht verweichlicht hatte, der sich wie ein Arbeiter und manchmal wie ein Penner kleidete, aber dabei elegant aussah und sich von der Frage, ob er in einer gegebenen Situation dazugehörte (schon die Frage bewies das Nicht-Dazugehören), nicht behelligen ließ.

Sandro hatte in seinem Loft ein Foto über dem Schreibtisch hängen, das ihn auf einem Sofa neben Morton Feldman mit seiner Colaflaschenbrille zeigte, kühl und unnahbar, eine geladene

Schrotflinte in den Händen, deren Lauf das Bild wie eine lange Hälfte des Buchstabens X diagonal durchkreuzte. Es nachgerade aufschlitzte. Das Foto war schwarzweiß, aber man konnte sehen, dass Sandros Augen weißlich blau waren wie die eines Wolfs, was ihm eine kalte, hinterlistige Intensität verlieh. Das Bild war in Rhinebeck aufgenommen worden, wo seine Freunde Gloria und Stanley Kastle ein Haus hatten. Sie erlaubten ihm, auf ihrem Grundstück mit den diversen Handfeuerwaffen und Gewehren, die er gesammelt hatte, zu schießen, manche von der Firma seiner Familie hergestellt, bevor sie sich aus dem Waffengeschäft zurückgezogen hatte. Sandro mochte Schrotflinten am liebsten, er meinte, falls man tatsächlich mal jemanden töten müsse, sei es das, was man brauche, eine Schrotflinte. Auf diese Weise ließ er einen in seinem leichten, kaum italienisch gefärbten Akzent kurz und knapp wissen, dass er, wenn nötig, jemanden töten könnte.

Frauen gefiel das. Sie baggerten ihn direkt vor meinen Augen an, wie die Galeristin Helen Hellenberger etwa, eine strenge, aber schöne Griechin, die sich zurechtmachte, als wäre es für immer 1962, mit schwarzem Hemdkleid und hochtoupiertem Haar. Wir liefen ihr auf der Spring Street in die Arme, kurz bevor ich nach Reno aufbrach, um die Moto Valera für diese Unternehmung abzuholen. Helen Hellenberger, in ihrem engen Kleid und flachen Lederschuh, die große schwarze Aktenmappe in der Hand wie einen Werkzeugkoffer, hatte gesagt, sie würde ja so gerne mal in Sandros Atelier kommen. Müsse sie erst darum betteln? Sie hatte ihm die Hand auf den Arm gelegt und anscheinend erst wieder loslassen wollen, wenn er ja gesagt hätte. Sandro war bei der Erwin-Frame-Galerie. Helen Hellenberger wollte ihn für ihre eigene Galerie abwerben. Er versuchte, sie umzudirigieren, indem er ihr mich vorstellte, nicht als

seine Freundin, sondern als «eine junge Künstlerin, frisch von der Uni», als wollte er sagen, mich kriegst du nicht, aber hier ist etwas, was du vielleicht mitnehmen könntest. Ein Angebot, das sie erst umschiffen musste, bevor sie ihn weiterbearbeiten und dazu bringen konnte, ihrem Atelierbesuch zuzustimmen.

«Mit einem Kunstabschluss von der ...?», fragte sie mich.

«UNR», antwortete ich. Ich wusste, dass die Initialen der Uni ihr nichts sagen würden.

«Sie ist von der Land Art beeinflusst», sagte Sandro. «Und ihre Ideen sind toll. Sie hat einen sehr schönen Film über Reno gemacht.»

Helen Hellenberger repräsentierte die bekanntesten Land-Art-Künstler, alle lange dabei, alle erste Garde, und umso peinlicher war es mir, dass Sandro sie drängte, mich und meine Arbeit kennenzulernen. Ich war noch nicht so weit, bei Helen Hellenberger auszustellen, und indem er das Gegenteil behauptete, kränkte Sandro mich, auch wenn er das nicht unbedingt beabsichtigte. Vielleicht wusste er es auch. Fand es auf eine perverse Art witzig, mich an seiner Stelle anzubieten.

«Oh. Wo, sagten Sie —» Sie heuchelte minimale Höflichkeit, gerade genug, damit er zufrieden war.

«Nevada», sagte ich.

«Nun, da können Sie ja jetzt wirklich etwas über Kunst lernen.» Sie lächelte ihn an, als deponiere sie ein Geheimnis zwischen ihm und sich. «Wo Sie mit Sandro Valera zusammen sind. Was für ein Mentor für jemanden, der gerade erst aus ... Idaho? ... kommt.»

«Reno», sagte Sandro. «Sie fährt bald wieder hin, um da draußen ein Kunstprojekt zu machen. Sie will eine Linie über die Salzwüste ziehen. Das wird toll. Und subtil. Sie hat sehr subtile Ideen bezüglich der Linie und des Zeichnens.»

Er hatte versucht, den Arm um mich zu legen, aber ich war von ihm abgerückt. Ich wusste, wie diese schöne Frau, die mit der Hälfte ihres Stalls schlief – jedenfalls Ronnie Fontaine zufolge, und der gehörte selbst zu ihrem Stall –, mich sah: Ich störte bloß ein bisschen ihre Bemühungen, Sandros Repräsentantin zu werden.

«Sie fahren also in den Westen?», hatte sie gesagt, bevor wir auseinandergingen, und mich dann mit nicht ganz echt wirkendem Interesse nach den Einzelheiten meines Projekts befragt. Erst viel später dachte ich an diesen Moment zurück, betrachtete ihn genauer. *Sie fahren weg?* Reno, Idaho. Weit weg.

Als meine Abreise näher rückte, führte Sandro sich auf, als käme ich womöglich nicht wieder, als überließe ich ihn der Einsamkeit und Langeweile, eine Buße, mit der er sich notgedrungen abfinden müsse. Er verdrehte die Augen wegen der Vereinbarung, zu der Helen Hellenberger ihn genötigt hatte.

«Ich werde hier von Aasgeiern gefressen», sagte er, «während du über die Salzwüste jagst und meine unbekanntes Rivalen dich anschmachten wie die Idioten. Das machst du nämlich mit den Leuten», hatte er gesagt, «du hinderst sie am Denken. Mit deiner jugendlichen Energie.»

Wenn's mal mehrere sein sollen. Ich saß an der Raststätte, blickte auf die Reklametafel und war so naiv zu glauben, meine jugendliche Energie wäre genug.

Zu Helen Hellenbergers Stall von Land-Art-Künstlern gehörte auch der berühmteste, Robert Smithson, der drei Jahre zuvor, als ich noch an der UNR studierte, gestorben war. Von ihm und der *Spiral Jetty* hatte ich durch einen Nachruf in der Zeitung erfahren, nicht durch mein Kunstinstitut, das provinziell und konservativ war (insofern traf Helens brüskierende Bemerkung ins Schwarze, denn ich lernte von Sandro

tatsächlich mehr, als uns an der Uni beigebracht worden war). In dem Nachruf kam der Vorarbeiter zu Wort, der die *Spiral Jetty* gebaut hatte – er erzählte, wie schwierig es gewesen sei, auf so weichem Boden zu bauen, und dass er beinahe sehr teures Gerät verloren hätte. Er habe Männer und Frontlader aufs Spiel gesetzt und es schon bereut, sich überhaupt auf die Sache eingelassen zu haben, und dann taucht der Künstler in der Sommerwüste Utahs auf, es sind 48 Grad, und der Typ trägt schwarze Lederhosen. Auch ein Zitat von Smithson selbst war abgedruckt, Umweltverschmutzung und Industrie, hieß es da, könnten etwas Wunderschönes sein, und er habe für sein Projekt diesen Teil des Großen Salzsees wegen des Bahnlinien-durchstichs und der Unterwasser-Ölbohrungen gewählt, weil dadurch die Frischwasserzufuhr künstlich beschränkt worden und der Salzgehalt derart gestiegen sei, dass außer roten Algen nichts mehr wachsen könne. Das hatte ich mir sofort ansehen wollen, dieses Werk eines New Yorker Künstlers in Lederhosen, der die Abraumhaldenwelt des Westens mehr oder weniger so beschrieb, wie ich sie kannte, und seiner Aufmerksamkeit für wert befand. Ich fuhr hin, überquerte den höchsten Punkt Nevadas und kam knapp oberhalb der Grenze zu Utah hinunter. Ich beobachtete das Wasser, das seltsame Strömungsblüten trieb, schaumig, weiß und zerfranst. Sie sahen fast wie Schnee aus, bewegten sich aber wie Seife, zitternd und gewichtslos. Stachelige Wüstenpflanzen am Ufer waren in einen Eispelz aus weißem Salz gehüllt. Die Spiralmole war überschwemmt, aber ich konnte sie unter der Wasseroberfläche sehen. Sie bestand aus dem Basalt des Seeufers, der zu einem neuen Gebilde geformt war. Die besten Ideen waren oft so einfach, im Grunde offensichtlich, nur dass noch keiner darauf gekommen war. Ich schaute auf das Wasser und das ferne Ufer des Sees, ein großes

Becken Leere, zerklüftete Felsen, hohe Sonne, Stille. Ich würde nach New York ziehen.

Was paradox war, weil der Künstler seinerseits aus New York hierhergekommen war, um seine speziell an den Westen des Landes geknüpften Träume wahrzumachen. Ich stammte von hier, aus der Helm tragenden, Kiplaster fahrenden Welt, die von den Land-Art-Künstlern verklärt wurde. Warum tat Helen Hellenberger dann so, als verwechsle sie Nevada mit Idaho? Es war paradox, aber auch eine Tatsache, dass man erst nach New York ziehen musste, um ein Künstler des Westens zu werden. Wenn es das war, was ich werden würde. «Sie ist von der Land Art beeinflusst», hatte Sandro verkündet, aber das diente ihm auch als Ausrede dafür, dass er mit einer so jungen Frau zusammen war, für die keine vorzeigbare Herkunft sprach und keine Leistung. Nur sein Wort.

Als ich ein Kind war und in den Sierras Ski lief, hatte ich das Gefühl, auf den Berghängen zu zeichnen, schwungvolle, anmutige Linien zu ziehen. So hatte ich mit dem Zeichnen begonnen, erzählte ich Sandro, als kleines Mädchen von fünf, sechs Jahren auf Skiern. Später, nachdem mir das Zeichnen zur Gewohnheit geworden war, zu einer Lebensweise, einem Zeitvertreib, dachte ich dabei immer ans Skilaufen. Dann fing ich an, Rennen zu fahren, Slalom und Riesenslalom, und es kam mir vor, als folgte ich bereits vorgezogenen Linien, sodass die primäre Herausforderung, in wettbewerbsfähiger Zeit ins Ziel zu kommen, von der technischen überlagert wurde, exakt in diesen Linien zu bleiben, von den Startoren an keine Spuren zu hinterlassen, denn je stärker man die Metallkanten seiner Skier einsetzte, je breiter der Keil, den man hinterließ, umso langsamer wurde man. Es galt, keinen Schnee hinter sich aufzuwirbeln. Spurlos zu bleiben. Die Skier so flach wie möglich

auf dem Boden zu halten. Die Furchen, die durch die Bambusstöcke und um sie herumführten, tiefe Gräben, wenn der Schnee weich war, ließen sich meiden, indem ich hoch fuhr, einen hohen, anmutigen Kurs wählte und ohne jähe Schlenker oder zitterige Kanten zur Ziellinie raste.

Skirennen fahren war Zeichnen *nach Zeit*, sagte ich zu Sandro. Endlich hatte ich einen Zuhörer, der mich verstehen wollte: Die beiden Dinge, die ich liebte, waren das Zeichnen und die Geschwindigkeit, und mit dem Skifahren hatte ich sie kombiniert. Skifahren war Zeichnen, um zu siegen.

In unserem ersten gemeinsamen Winter fuhren Sandro und ich über Weihnachten nach Rhinebeck zu den Kastles. Eines Nachts schneite es heftig, und am Morgen lieh ich mir Langlaufskier und lief über einen zugefrorenen Teich, machte Spuren darauf, die ein großes X bildeten, und fotografierte sie. «Das wird gut», sagte Sandro, «dein X.» Aber ich war nicht zufrieden. Die tapsigen Kleckse der Skistöcke alle drei Meter, zu viel Anstrengung. Langlauf war wie Joggen. Es war wie Gehen. Kontemplativ und aerob. Eine Spur war besser, wenn sie sauber war, wenn sie bei unnatürlicher Geschwindigkeit entstand. Ich fragte die Kastles, ob wir uns ihren Geländewagen ausleihen dürften. Auf der schneebedeckten Wiese hinter dem zugefrorenen Teich zeichneten wir Doughnuts, indem ich das Lenkrad herumwirbelte, wie Scott und Andy es mir beigebracht hatten, und Sandro lachte, als die Reifen schlitterten. Ich machte breite, kreisförmige Spuren auf der Wiese und fotografierte auch die. Aber es war nichts weiter als eine schöne Zerstreung auf dem Land. Ich glaubte, Kunst erwachse aus einer grüblerischen Einsamkeit. Ich fand, sie müsse ein Risiko beinhalten, ein echtes Risiko.

Meine fünf Minuten auf dem Rastplatz waren fast vorüber. Ich flocht mir die Haare neu, die vom Wind verklettet und von der Polsterung meines Helms an komischen Stellen gewellt waren.

Ein paar Fahrer diskutierten über LKW-Farben. Ein purpurner Sattelschlepper glänzte wie Traubeneis zwischen den Reihen anderer Laster. Ein Becher Cola segelte auf seine Kühlerhaube zu, gab mit einem Knall und Eiswürfelgeklapper sein Votum ab. Die Männer lachten und gingen auseinander. Nevada war ein Ton, ein Licht, eine Stumpfheit, alles Teil von mir. Aber jetzt wiederzukommen war anders. Ich war weggegangen. Ich war nicht hier, weil ich hier hängengeblieben war, sondern um etwas zu tun. Es zu tun und dann nach New York zurückzukehren.

Einer der Fahrer sprach mich an. «Ihrs?»

Einen Moment lang dachte ich, er meinte den Sattelschlepper. Aber er wies mit dem Kinn auf die Moto Valera.

Ich sagte ja und flocht mir weiter die Haare.

Er lächelte freundlich. «Wissen Sie was?»

Ich erwiderte das Lächeln.

«Wenn man Sie im Leichensack vom Highway schafft, sehen Sie nicht mehr annähernd so gut aus.»

ALLE FAHRZEUGE MIT NUTZTIEREN MÜSSEN GEWOGEN WERDEN. Ich fuhr an der Wiegestation vorbei, beschleunigte schnell durch den dritten Gang in den Mittelbereich des vierten, bis ich bei hundertzehn Stundenkilometern war. Ich konnte die gezackten Gipfel hoher Berge sehen, Sommerfirn, durch den Filter des Wüstendunsts strumpfhosenbräunlich gefärbt. Ich fuhr jetzt hundertdreißig. *Nicht mehr annähernd so gut.* Die Menschen lieben tödliche Unfälle. Ich zog den Gashebel voll auf, noch immer im vierten Gang, abwartend.

Ein Stück vor mir auf der rechten Fahrbahn blinkte die Rückseite von etwas Silbernem auf. Ich nahm Gas weg, schaltete aber nicht herunter. Als ich näher kam, erkannte ich die vertrauten Rundungen eines Greyhounds. Bildet den Charakter, sagte meine Mutter oft. Sie war in den frühen Fünfzigern mal allein mit Bussen durch die Gegend gefahren, eine Episode kurz vor meiner Geburt, die nie weiter erklärt wurde und nicht ganz ungefährlich schien, eine junge Frau, die sich mal mit diesem, mal mit jenem Bus treiben ließ und sich auf Tankstellenklos kaltes Wasser ins Gesicht klatschte. Das Filmmaterial lief in kontrastreichem Schwarzweiß durch meinen Kopf, in Streifen geschnittenes Licht, verzweifelte Frauen, die sich versehentlich mit Telefonkabeln strangulierten oder, allein mit dem Geld, an einem bewölkten Strand saßen und tranken, eine große Sonnenbrille im Gesicht. Das Leben meiner Mutter war nicht so glamourös. Sie war Telefonistin, und wenn es in ihrer Vergangenheit etwas *noir*-Ähnliches gab, dann nur den düsteren Teil davon, den Umstand also, dass sie weiblich, arm und allein war, was in einem Film schon ausreichte, um die Intrige einzuführen, in ihrem Leben aber nur meinen Vater anzog. Er verschwand, als ich drei war. Kein großer Verlust, meinten alle in der Familie, Onkel Bobby sei mir ein besserer Vater, als mein eigener es hätte sein können. Als ich mich dem Greyhound näherte und zum Überholen ansetzte, sah ich, dass die Fenster engmaschig vergittert und geschwärzt waren. Aus der losen unteren Heckverkleidung bliesen unbekümmert die Abgase, an der Seite stand NEVADA STRAFVOLLZUG. Ein mobiles Gefängnis, mit Insassen, die nicht rausgucken konnten. Aber vielleicht machte Rausgucken es noch schlimmer. Als Kind war ich mal mit meinem Fahrrad um das Bezirksgefängnis herumgefahren und hatte einen Mann gesehen, der durch die Gitterstäbe seines

Fensters auf mich runterstarrte. Ein feiner Regen fiel. Ich hörte auf, in die Pedale zu treten, und sah zu seinem kleinen Gesicht hoch, das von einem erdschweren Fladen fettiger blonder Haare gerahmt war. Der Regen war fast unsichtbar. Der Mann steckte einen Arm durch die Stäbe. Um den Regen zu spüren, dachte ich. Er zeigte mir den Mittelfinger.

«Spar dir deine Freiheit für einen Regentag auf», hatte jemand in Rudy's Bar in SoHo, wo Sandro und Ronnie gern hingingen, an die Toilettenwand geschrieben. Es blieb den ganzen Sommer dort stehen, auf Augenhöhe über dem Waschbecken. Keine Widerworte, keine Streichungen. Nur dieser blanke Befehl, wenn man sich vorbeugte und die Hände unter dem Wasserhahn drehte.

Ich zog an dem Bus vorbei, schaltete in den Fünften und beschleunigte auf hundertvierzig. Die orange Nadel auf dem schwarzen Zifferblatt meines Tachos war ruhig und stabil. Ich schmiegte mich in die Verkleidung. Sie hatte mich auf den ersten Blick begeistert, als ich das Motorrad bei dem Händler in Reno abholte. Glitzerndes Blaugrün, wie Tiefkühleis. Es war eine brandneue 650 Supersport. Sogar ein 77er-Modell, vom kommenden Jahr. So neu, dass in den Vereinigten Staaten niemand außer mir eine besaß. Ich hatte noch nie eine Moto Valera in dieser Farbe gesehen. Die Maschine, die ich am College gehabt hatte, Baujahr 65, war weiß gewesen.

Ich fuhr Motorrad, seit ich vierzehn war. Angefangen hatte ich in den Wäldern hinter unserem Haus mit Scott und Andy, die Yamaha DTs hatten, die ersten richtigen Geländemotorräder. Bevor ich selbst fahren lernte, saß ich hinten auf den Scramblers meiner Cousins, Straßenmotorrädern, die sie hergerichtet hatten, ohne Fußrasten für den Sozius, sodass ich die Beine zur

Seite strecken und hoffen musste, mich nicht am Auspuff zu verbrennen. Sie waren nicht für den Verkehr zugelassen, hatten weder Scheinwerfer noch Nummernschild, aber Scott und Andy fuhren trotzdem überall in Reno mit mir herum. Nur nicht vorne an unserem Haus vorbei, denn meine Mutter hatte mir verboten, bei meinen Cousins mitzufahren. Wenn sie Wheelies oder Sprünge machten, hielt ich mich fest und lernte schnell vertrauen. Allerdings nicht Scott oder Andy – einer von ihnen riss bei einem Wheelie mal das Motorrad zu hoch, so dass es mit mir nach hinten kippte (er hatte noch nicht gelernt, auf die Fußbremse zu treten und die Maschine so nach vorn zu neigen), und der andere sprang auf einer Baustelle über einen Schutthaufen, nachdem er gesagt hatte, ich solle mich festhalten. Das war Andy. Er landete zu steil auf dem Vorderrad, und wir flogen über den Lenker. Ich vertraute nicht ihren Fähigkeiten; dazu hatte ich keinen Grund, denn sie bauten regelmäßig Unfälle. Ich vertraute der Notwendigkeit des Risikos, der Bedeutung, die ihm beizumessen war. Als ich aufs College kam, kaufte ich mir eine Moto Valera, die ich später wieder verkaufte, um nach New York zu ziehen. Ich dachte, wegen meines neuen Lebens in der großen Stadt würde ich das Interesse daran verlieren, aber so war es nicht. Vielleicht wäre es anders gewesen, hätte ich nicht Sandro Valera kennengelernt.

Ich fuhr jetzt hundertsechzig und versuchte, in meiner gebückten Haltung vernünftig zu lenken, während Insekten gegen den Windschutz tickten, ploppten und klatschten.

Die Gedanken schweifen zu lassen war Selbstmord. Ich hatte mir versprochen, das nicht zu tun. Auf der linken Spur war ein Winnebago mit einem VW Käfer im Schlepptau. Er fuhr ungefähr sechzig, schien auf der Straße stillzustehen. Wir be-

fanden uns in unterschiedlichen Realitäten: schnell und langsam. Es gibt keine feststehende Realität, nur kontrastierende Gegenstände. Selbst die Erde bewegt sich. Plötzlich war ich direkt hinter der Stoßstange des Käfers und musste auf die rechte Spur ausscheren. Die Straße war in schlechtem Zustand, und ich fuhr in ein Schlagloch. Das Vorderrad brach aus. Ich hoppelte und schlingerte. Das Vorderteil des Motorrads wackelte wie verrückt. Ich wagte es nicht, die Bremse zu berühren, sondern versuchte, das Gewackel auszusitzen. Über meine Spur eiernd, rechnete ich schon damit, dass ich mich gleich hinlegen würde, dabei hatte ich die Salzwüste noch gar nicht erreicht. Doch dann beruhigte das Vorderrad sich allmählich und richtete sich wieder gerade aus. Ich fuhr auf der linken Spur zurück, wo der Belag besser war. Das Gewackel, das mich erfasst hatte, war mein Weckruf gewesen. Ich konnte von Glück sagen, dass ich nicht gestürzt war. «Jeder hat ein Recht auf Geschwindigkeit», lautete der neue Werbespruch von Honda, aber Geschwindigkeit war kein Recht. Geschwindigkeit war ein Fahrdamm zwischen Leben und Tod, und man konnte nur hoffen, auf der Seite des Lebens herauszukommen.

Gegen Abend hielt ich an, um zu tanken. Der weite Himmel war jetzt ein kaltes Mittelblau mit einem einzelnen Stern darin, einem einsamen, strahlend weißen Nadelstich. Ein Auto hielt auf der anderen Seite der Zapfsäulen. Die Fenster waren unten, und ich hörte einen Mann und eine Frau reden.

Der Mann schraubte die Tankkappe ab und knallte den Stutzen in die Öffnung, als ginge er nur mit Kraft richtig hinein. Dann ruckelte er ihn auf anzügliche Art abwechselnd rein und raus. Er kehrte mir den Rücken zu. Ich beobachtete ihn, während ich meinen Tank füllte. Als ich fertig war, stieg die Frau aus. Sie sah in meine Richtung, schien mich aber nicht wahrzunehmen.

«Du hast deine Wahl getroffen», sagte sie. «Und ich treffe meine. Arsch.»

Irgendetwas an dem Licht, an seiner Schummrigkeit und dem tiefer werdenden Blau über uns, das den Insekten der Dämmerung den Einsatz gab, ließ ihre Stimmen nah und intim klingen.

«Du nennst mich Arsch nach dem, was du von mir verlangt hast? Und jetzt ist das nichts? *Ich* bin ein Arsch?»

Der Mann zog den Stutzen aus dem Tank und machte damit eine ruckartige Bewegung in ihre Richtung. Benzin schwappte auf ihre nackten Beine. Er tankte weiter. Hinterher hängte er den Stutzen nicht wieder in die Halterung seitlich der Säule, sondern ließ ihn fallen wie einen Gartenschlauch nach dem Sprengen. Er holte Streichhölzer aus seiner Tasche und begann, sie anzuzünden und nach der Frau zu werfen. Jedes entzündete Streichholz flog im Bogen durch das dämmerige Licht und ging aus, bevor es sie erreichte. Benzin rann ihr an den Beinen hinunter. Ein Streichholz nach dem anderen zündete er an und bewarf sie damit, kleine Funken – Drohungen oder Versprechen –, die matt erloschen.

«Hörst du mal auf damit?», sagte sie, während sie ihre Beine mit den blauen Papierhandtüchern aus einem Spender neben den Zapfsäulen trockentupfte.

Klickend und summend sprangen die geeignet montierten Natriumlichter über uns an. Auf dem Highway kam ein LKW vorbei und betätigte seine Druckluftbremsen.

«He», sagte er. Er packte eine Haarlocke von ihr.

Sie lächelte ihn an, als wollten sie gleich zusammen eine Bank ausrauben.